

# Zwei Gleichniserzählungen Pestalozzis [Schluss]

Autor(en): **Pestalozzi, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pestalozziblätter**

Band (Jahr): **26 (1905)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-917564>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Frauen

Frauen, Provisor Im Hoof  
née Frölich

Burgdorf.

Ich habe ihnen Meine liebe! noch kein Wort geschrieben seit der grossen prüfung, die uns got auferlegt, durch das selig Absterben unserer lieben lieben Custer — sie denken aber wol dass es schwer hergienge mich in diesen mir unersetzlichen Verlust zu fassen, wie sehr ich sie vonzarter Jugend auf geliebt, wissen sie — und wie Treu und fromm sie mir diese Liebe Vergolten! davor sie gott in ewigkeit segnen wolle und mich würdig mache bald in unserer wahren glückseligen ewigen Heimat in dem Himmel sie wieder zu sehen — schenken sie und die liebe Fr. Stäheli<sup>2)</sup> mir ferner ihre liebe und Freundschaft — gestern ist unser betrubter Wittwer auf Zürich bei diesem schönen Wetter und lieb P. ware am Donstag auch hier und am Samstag wieder allein verreist, da meine Winterbeschwerden wieder sich zeigten, dorfte ich nicht mehr diese lange Reise unternemen, auch Hr. Koller<sup>3)</sup> den Papa gefragt missratete es, also dass wir diesen Winter hier zubringen die liebe Lisbeth und ich, j'embrasse de tout mon cœur mes cheres et bien aimées Enfant Teresse<sup>4)</sup>, Lillj<sup>5)</sup> et Marianne<sup>6)</sup> et l'assurent de mon entier attachément et que je m'impatiente beaucoup après eux. — Meine herzinnige Empfele an lieben H. Im Hoof und Stäheli — gott segne sie und ihr gantzes Haus, ganz Ihre auf-richtige und betrubte

Pestalotzi

N. Hoof d. 17. 8<sup>bre</sup> 1814.

Muter.

Schreiben Sie mir

auch bald wieder — wenn es nur ein Wort wäre bis ich mich ein wenig besser er — (Siegel-Oblate) kann.

## Zwei Gleichniserzählungen Pestalozzis.

(Schluss.)

### Nr. 2. Eine alte Schweizergeschichte.

Als einst die Männer im Grütli sich frei machten, zahlten sie ihren Herren, was sie ihnen schuldig waren und was sie mussten; aber das, was die weggejagten, erschlagenen und weggelaufenen Herren nicht mitnahmen, das sprach auch kein Staat an, es ward Gemeindgut.

ausstellung 1879, p. 90 ff., abgedruckt ist und sich mit dem uns aus Brugg zugekommenen mehrfach berührt.

2) Frau Stäheli, Maria Elisabeth geb. Frölich } sind ältere Schwestern der Anna  
Frau Im Hoof, Susanna geb. Frölich } Magdalena Pestalozzi-Frölich.

3) Dr. Koller war Arzt in Brugg.

4) Therese Custer, verehelicht mit Krafft von Burgdorf.

5) Elisabeth (Lili) Custer, verehelicht mit Dr. Dür in Burgdorf.

6) Marianne Custer, verehelicht mit Carl Jäger in Brugg (Sohn von Jäger-Frölich, Stadtammann).

Dies missfiel einem Edlen im Lande; er sprach in der Gemeinde: was die Erbherren zurückgelassen, das gehört dem Staat, es soll nicht Gemeindgut werden, und jeder Bauer soll zum Nutzen des Staats seine alten Schulden forthin bezahlen, wie es recht ist und wie er es schuldig.

Aber diese Rede missfiel den melkenden Hirten. — Haben wir nicht lange genug, antworteten sie, unsere Ziegen nur auf schlechte Weiden zwischen Dornen getrieben, und wofür sind wir frei geworden, wenn das Gut und das Recht der Herrschaft unserm Wohlstand ferner im Weg stehen soll wie bisher? Lieber wäre dann die Herrschaft selber geblieben!

Und der Mann, der in Uri, Schwyz und Unterwalden Staatsgut aus den Feudaltrümmern machen wollte, musste aus diesen Bergen entfliehen und setzte sich in eine benachbarte Stadt, die damals noch eine Reichsstadt war, wie die drei Länder Reichsländer. Aber diese Stadt hatte Feodalangehörige und wollte nicht wie die drei Länder, sondern wie eine Reichsstadt frei sein, d. h. sie wollte Kaiser und Reich sich freilich vom Halse schaffen, aber dann *gegen ihre Angehörigen Kaiser, Reichsstadt und alles zugleich sein.*

Der neue Bürger kam den Herren der Stadt sehr willkommen. . Es war eben auf dem Rathause die Rede, ihren Feodalangehörigen wegen den dringendsten Zeitumständen einige kleine Gefälle nachzulassen. Aber Rosalino, so hiess der neue Bürger, widersetzte sich dieser Schenkung heftig und sagte: „Wenn ihr heute euren Angehörigen den Finger gebet, so fordern sie euch morgen die Hand, und ich sage euch, ihr habt keine Mittel, euch selber und eure höhern Gefälle auf morgen zu sichern, wenn ihr heute den Angehörigen auch nur ein Osterei schenket.“

Die Rede, die der Mann bei diesem Anlasse vor dem Rathe von Hundert gehalten, ist noch in einer Privatbibliothek aufbehalten. Sie lautet in die Sprache unseres Zeitalters übersetzt, wörtlich also:

Veste gestrenge Herren!

„Es ist ja nicht erst seit gestern — es ist ja nicht erst, seitdem dieser Schwindelgeist um uns her spukt, — seit Jahrhunderten sitzt ihr hier und beherrscht die Stadt und ihr Gebiet. Aber seitdem ihr dasitzt, war noch keine Stunde eurer Herrschaft gefährlich wie diese. Täuschet euch nicht! Ihr decket jetzt den Tisch neu, aber ihr gefahret, dass eure Kinder dabei nicht zu Tische sitzen. Trauet euch nicht! Fürchtet euch vor jedem Missschritt und bedenket, was die Bergbauern, denen eure Angehörigen nur zu sehr anhängen, für einen schnöden Gebrauch von einigen Privatfehlern der kaiserlichen Beamten gegen ihren öffentlichen Charakter selber gemacht haben. Bürger! Diese Ratsstube ist heute verloren, wenn wir es in ihren 4 Wänden nicht geradezu sagen dürfen: Es war und könnte nicht der Fall sein, wegen einem Paar misshandelten Kuhhirten Reichsvögte zu morden und Edelleute aus dem Lande zu jagen. Es ist Aufruhr, es ist offene Empörung! — Aber sie ist gelungen, nur müssen wir, indem wir sie benutzen, uns nicht verhehlen, sie wird auf die Gemütsstimmung der schweizerischen Einwohner allmählig den Eindruck

„machen wie jede andere Empörung. Wer als des Kaisers Feind ins Feld steht, macht sich bei gegebenem Anlass sicher auch nichts draus, Schultheiss und Rat, dem er zugehört, zu befehlen. Ihr seht also, was sie gefahren und wie notwendig es ist, unsere Magistraturkraft zu verstärken und Eintracht und Verschwiegenheit in unsere Stuben zu führen.

„Noch sind zwar die Gefahren nicht nahe: Euer Volk ist ausser diesem Demokratenschwindel bider und treu; — es ist seit Jahrhunderten gewohnt, euch gehorsam und gewärtig zu sein und fürchtet sich vor der Sünde, Euch, als den Inhabern der Titel seiner ehemaligen Herrschaft auch nur einen Heller weniger zu bezahlen. Aber es wird eine Zeit kommen, wo es sich vor dieser Sünde nicht mehr fürchten wird. Darum schmiedet das Eisen, weil es warm ist, und benutzet diese Gemütsstimmung, weil sie da ist. Euer Volk will noch nicht vorwärts; — es will nur bleiben, was es ist, und ihr müsst es stillstellen, wo es steht, und es glauben machen, es bleibe was es sei. Aber ihr müsst nicht bleiben, was ihr seid, ihr müsst vorwärts!

„Bürger! Der Traum der Zukunft begeistert mich! — Kaiser und Reich sind soviel als dahin; — und wenn wir wollen, so sind wir morgen in unserm Land, was Genuas und Venedigs regierende Familien, innert unsern Grenzen der Landesfürst und im Auslande ein höherer Adel als kein Feodal-Adel.

„Bürger, [das Wohl des Vaterlandes fordert uns auf, dem Volke Väter zu sein, wie es noch keine hatte, und das können wir nicht werden, ohne seine Herren zu sein, wie es noch keine hatte!“

Diese Rede war kühn. Sie missfiel selbst einigen Bürgern, die unter den Räten sassen, aber die Edlen hatten das Mehr. „Es lebe Rosalino!“ wiederhallte in den Gewölben der Stube, und die finsternen Gesichter der freiheitliebenden Bürger verloren sich unter dem mutvollen Jubel des Adels wie einzelne kleine Wellen in den Wogen des stürmenden Meeres.

Doch widersprach ihm selbst ein Edler und sagte: „Es sind unter den Angehörigen stolze Männer — und man muss dem Volke etwas schenken, damit es in jedem Falle *uns*, nicht diesen Männern anhänge.“

Aber Rosalino antwortete ihm: „Den stolzen Männern und nicht dem Volk muss man etwas schenken; — das Volk muss uns anspruchslos und ohne Widerspruch gewärtig und gehorsam sein — aber die stolzen Männer müssen wir ihm entreissen, und sie, um welchen Preis es ist, uns für einmal an unsere Seite bringen, und mit ihnen vereinigt müssen wir dann in bürgerlich gemässigten Ausdrücken, aber im festen, entschlossenen Magistratsstile uns als die oberste Hoheit des Landes erklären und dieser Erklärung getreu, allmählig uns alles unterordnen, was nicht *wir selbst* sind. Wir müssen die Offnungen, die uns in dieser Stellung entwürdigen, nach und nach einziehen, die Übungen, die unsere freie Gewalt einschränken, allmählig vergessen machen, und alles, was der höchsten Reinheit der unbedingten väterlichen Gewalt entgegen ist, wie Männer, die wissen, was sie sich selbst und dem Lande schuldig, aus dem Weg räumen. So wird es gehen. — Greifen wir

„cs aber nicht so an, machen wir uns das kleinste Bedenken, so weit zu  
 „gehen als wir müssen, um uns anzumassen, was uns not ist, so masst sich  
 „das Volk, das Lumpengesindel masst sich dann gegen uns an, was wir gegen  
 „dasselbe nicht wagen. Es geht kein Menschenalter, wir unterliegen der  
 „Demokratenwut, die die Länder in Aufruhr gebracht und nicht säumen wird,  
 „auch unser Volk anzustecken, bis auch wir dahin gebracht sind, wo ihr jetzt  
 „sehet, dass Kaiser und Reich steht. Ihr sehet die Gefahr. Ich muss nicht  
 „zu euch sagen: seid Männer! Ich muss nicht zu euch sagen: sammlet euch  
 „Kräfte auf den Tag der Gefahr! Die Zeit wird kommen, wir sollen es uns  
 „nicht verhehlen, und sie ist vielleicht nahe, wo das Volk mit grossen An-  
 „sprüchen gegen uns aufstehen wird, dann müssen wir kühn sein, die Auf-  
 „rührer schnell ergreifen, und ihnen, ehe das Volk weiss, was sie eigentlich  
 „wollen, die Köpfe vor die Füsse legen! Wenn wir Geld haben und unsere  
 „Gefälle hüten, so wird das Jahrhundert helfen und erst dann, wenn dieses  
 „nicht mehr hilft, erst dann müssen wir dem Volke die kleinen Gefälle preis-  
 „geben, die ihr eben jetzt so unklug als unnütz habt verschleudern wollen.

„Ewig wird freilich auch dieses nicht dauern. Nach verflrossenen Jahr-  
 „hunderten wird eine Zeit kommen, wo der Bauer, vielleicht mit unsern  
 „Bürgern selber vereinigt, sich gegen unsere Feodaleinkünfte erheben und  
 „eine gleiche Besteuerungsart aller Landeseinwohner und vielleicht sogar eine  
 „Stellvertretung in der Regierung verlangen wird. Dann bleibt freilich unsern  
 „Nachkommen nichts übrig, das Ansehen ihrer Geschlechter und ihrer Städte  
 „zu erhalten, als: die Lasten der Feodalgegenden durch Auskauf dem Staate  
 „zu erhalten und sie zugleich durch eine damit verbundene Gutssteuer zu  
 „verdoppeln.“

So redete der Mann. Seine Rede ward aufbehalten und ist, seitdem sie  
 gehalten worden, in jedem Menschenalter von vielen Männern gelesen worden,  
 und viele von ihnen jammerten, dass Rosalino in diesem entscheidenden Augen-  
 blicke Helvetiens Rechtsgrundsätze zertrümmert und den Grund zu allen  
 Staatsirrtümern und vorzüglich zu denjenigen des geistlichen Nebelwerks von  
 der Stanzervorkommnis gelegt, durch welche wir endlich dahin gekommen,  
 wo wir jetzt stehen.

Denn viele dieser Männer hielten den Gang der Dinge, den Rosalino mit  
 so vieler Kraft angebahnt, schon längst für unrecht. Aber die meisten von  
 diesen Männern verachteten seit langem das Volk, und vorzüglich das Volk,  
 das Helvetiens Lasten allein trug, und bedachten nicht, dass es (sich) bei der  
 fortdauernden bürgerlichen Stellung, die es unter Österreich und unter den  
 Zwingherren genossen, Mitleiden und gesetzliche Hilfe und nicht Verachtung  
 verdiene. Aber sie dachten nicht soweit und verachteten es nur und sagten  
 vom Geschlecht unter einander: es ist der Freiheit nicht wert. Also stimmten  
 diese Männer, die Rosalinos ersten Schritt zur Oligarchie im Herzen bedauerten,  
 über \*\*\* und \*\*\* und so viele andere, die sich den Folgen dieser nun  
 cinmal angenommenen Grundsätze mit Vorschützung positiver Briefe und

Siegel widersetzten, zum Todesurteil, und alles blieb wie es war, bis endlich im Sturme des gedankenlosesten und leidenschaftlichsten Zeitalters die Grundsätze der Männer im Grütli auf einem höchst unvorbereiteten Boden mit einseitiger Gewalt durchgesetzt und die Schatten der \* \* \* und \* \* \* [und] so vieler anderer hätten versöhnt werden sollen und nicht versöhnt worden sind, weil der Geist der Männer im Grütli unter uns ausgeloschen, wie der Docht einer verbrannten Kerze.

## Personalnotizen.

### 8. 1) Johann Friedrich Benzenberg.

Johann Friedrich Benzenberg, geb. 5. Mai 1777, gest. 8. Juni 1846 stammt aus einer Theologenfamilie vom Niederrhein, studierte selbst auch in Marburg und Göttingen zuerst Theologie, wandte sich dann aber hier unter Kästner und Lichtenberg der Physik und Astronomie zu und kam durch die Resultate seiner Studien über Sternschnuppen und über die Fallgesetze rasch zu wissenschaftlichem Ruhm. Von einer mathematischen Professur, die er seit 1805 in Düsseldorf bekleidet, trat er 1810 aus politisch-patriotischen Gründen zurück. Im August d. J. betrat er dann bei Basel die Schweiz „das Land der Freiheit und der goldenen Träume der Jugend“; in den letzten Tagen des Dezember kehrte er nach Deutschland, zunächst in die Vaterstadt Goethes zurück, wo damals der Fürst Primas als Grossherzog von Frankfurt herrschte und gab dann 1811 seine „Briefe, geschrieben auf einer Reise in die Schweiz im Jahre 1810“ bei Schreiner in Düsseldorf in zwei Bänden heraus. In der Schweiz hatte er mit seinem Studienfreunde, Hofrat J. C. Horner, von Zürich aus zuerst eine Reise nach Bünden gemacht, und hatte dann die Urschweiz und das Bernerland, Chamounix und die Westschweiz besucht; natur- und kulturwissenschaftliche Beobachtungen ziehen in gleicher Weise seine Aufmerksamkeit auf sich, er berichtet mit gleichem Interesse über barometrische Höhenmessungen, über naturhistorische Vorgänge wie über die Entwicklung der schweizerischen Freiheitsgeschichte, über die Ergebnisse der Fellenbergischen Gutswirtschaft auf Hofwil und die Pestalozzische Erziehungsanstalt; ein Mann streng wissenschaftlichen Geistes, scharfer Beobachter der Natur und der Menschen, voller Sinn für Volkswohl und Freiheit, mit originellem geistigen Leben und unbestochenem Urteil. Auch seine spätere Lebenszeit war zwischen natur- und staatswissenschaftlichen Studien und Interessen geteilt; seine Lebensverhältnisse gestatteten ihm einerseits für die patriotische Strömung, die Ideen der Freiheit und die Förderung des Gemeinwohls mit grosser Unabhängigkeit einzutreten, anderseits als Privatmann ein astronomisches Observatorium in Bilk bei Düsseldorf einzurichten und zu dotiren, dem die Wissenschaft nicht unbedeutende Ent-

1) Über 1—7 vgl. Pestalozziblätter 1897 pag. 62 Anmerkung, 1898 pag. 16, 1901 pag. 19 ff.